

*Bischof
Dr. Felix Genn*

**Predigt
beim Ökumenischen Wortgottesdienst am 13.01.2013 in Rheine
aus Anlass der 1175-Jahr-Feier der Stadt**

Text der Lesung: Hebr 13,10-19.

Liebe Schwestern und Brüder im Glauben,
verehrte anwesende Gäste!

„Denn wir haben hier keine Stadt, die bestehen bleibt, sondern wir suchen die künftige“ (Hebr 13,14): Klingt das nicht wieder typisch kirchlich, einen solchen Satz aus der Heiligen Schrift auszuwählen, ausgerechnet im Blick auf ein Jubiläum, das drei Kommunen in unserem Münsterland in diesem Jahr feiern können? Im Blick also auf eine Festfeier von Tausenden von Menschen, die im Hier und Jetzt unserer Gegenwart leben und leben möchten? Und dann eine solche Rede von einer Stadt, die künftig ist, weil die hiesige keinen Bestand hat!

Man könnte doch schon das Programmheft schließen, die Ohren auf Durchzug stellen und warten, bis der Prediger sein Wort beendet hat. Ist es nicht immer dieselbe Leier, dass Kirche sich nicht ein einziges Mal durchringen kann, das Hier und Heute zu würdigen und als einen Ort anzusehen, der Beständigkeit verleiht, Heimat und Sicherheit gewährt?

Liebe Schwestern und Brüder, ich möchte eben nicht, dass Sie Ihre Ohren schließen, sondern zunächst einmal im Hier und Jetzt bleiben. Dazu gehört in hervorragender Weise die Tatsache, dass evangelische und katholische Christinnen und Christen dieser Stadt sich mit dieser Kommune zusammenschließen - und über die Kommune hinaus mit den Gemeinden von Schöppingen und Wettringen. Sie feiern den Ursprung Ihres Gemeinwesens, soweit er historisch fassbar ist, lassen Erinnerungen von gestern für unser Heute und somit auch für unser Morgen lebendig werden.

Ich bin sehr dankbar, dass wir das zusammen mit unseren evangelischen Christen tun können. Tausend Jahre nach der urkundlichen Erwähnung von Rheine in einem Dokument Kaiser Ludwigs des Frommen haben Sie Ihre evangelische Gemeinde gegründet. Schon diese Gründung ist ein Zeichen für die lebendige Geschichte von Rheine, hängt sie doch sicherlich zusammen mit der wachsenden Industrialisierung und damit der Möglichkeit, dass Menschen hier Arbeit finden konnten. So wurde die katholische Bevölkerungsmehrheit aufgemischt, der geschlossene Zusammenhang gelockert und das Miteinander der christlichen Konfessionen auch in Rheine eine Herausforderung.

Ökumenisch finde ich es bemerkenswert, dass wir für diesen Gottesdienst Abschnitte aus dem Hebräerbrief ausgewählt haben. Im Reformationsjahr 1517 hat Martin Luther seine Vorlesungen in Wittenberg diesem Text des Neuen Testaments gewidmet. Dabei hat er geraten, *„den Schwerpunkt der Auslegung auf die Themen Christus und Vertrauensglauben zu*

legen“¹ Übrigens – das kann ich nicht ohne ein gewisses Schmunzeln erwähnen -: In dem Abschnitt, den wir gerade gehört haben, ist die Rede davon, den Vorstehern zu gehorchen und sich ihnen unterzuordnen. Luther lässt uns in seinen Tischreden teilhaben an der Bemerkung, dass genau dieses Wort aus dem Hebräerbrief ihn „*viele Jahre davon abgehalten hat, gegen das Papsttum zu schreiben.*“²

Aber kommen wir wieder zurück zum Ernst dieses Textes und dazu gehört: Wir haben es mit einem Text zu tun, den wir in guter gemeinsamer Glaubensverbundenheit, liebe Schwestern und Brüder, hören und auslegen können und zwar in eine Zeit hinein, in einem Heute, das durchaus mit der Situation des Hebräerbriefes vergleichbar ist. Er ist nämlich gerichtet an eine Gemeinde, in der die bekennenden Christinnen und Christen eindeutig in der Minderheit sind. So sind sie in ihrer Glaubenserfahrung und Lebenspraxis verunsichert, aber umso mehr herausgefordert, Zeugnis zu geben von Gott in Jesus Christus. Dies aber können sie nur, wenn sie wirklich, wie Luther sagt, in einem tiefen Vertrauen auf diesen Gott, der sozusagen der „ganz Andere“ ist, hören. Auf dieser Linie ist es auch uns möglich, den provokanten Satz, der über dieser Feier steht, tiefer auszuleuchten: „*Denn wir haben hier keine Stadt, die bestehen bleibt, sondern wir suchen die künftige*“ (Hebr 13,14).

Zuvor jedoch, liebe Schwestern und Brüder, ist es mir als katholischem Prediger ein Anliegen, einen spezifisch katholischen Aspekt dieser zukünftigen Stadt, von der der Hebräerbrief spricht, herauszustellen. Er legt sich nahe, wenn man auf die drei Personen blickt, denen vor 1175 Jahren als Patrone die Gemeinden von Rheine, Schöppingen und Wettringen anvertraut wurden. Dieser Rückblick in die Geschichte kann uns auch helfen, unser Heute zu akzentuieren. Es ist eindeutig, dass die Heiligen Dionysius, Briccius und Petronilla unter fränkischem Einfluss zu Schutzpatronen erklärt wurden: Dionysius als bedeutender Heiliger des Frankenreiches, dessen Martyrium im heutigen Stadtgebiet von Paris verortet wird, dessen Grab aber zugleich auch in der heutigen Kathedrale von St. Denis zur Grabstätte der merowingischen Könige wurde; Briccius, der als Nachfolger des heiligen Martin Erbe dieses großen und bis in die Gegenwart hinein wirkenden Lebenszeugnisses geworden ist; und nicht zuletzt Petronilla, die der Legende nach als Tochter des heiligen Petrus gilt und deshalb von Pippin dem Jüngeren, dem Vater Karls des Großen, als Patronin für das Frankenreich ausgewählt wurde, das sich als „erste Tochter der Kirche“ verstand.

In dieser Gemeinschaft der Heiligen bildet sich etwas von der zukünftigen Stadt ab, die aus bekennenden Zeugen besteht. Im Rückblick auf das lebendige Zeugnis von Frauen und Männern, die in anderen Generationen den Christusglauben durchgetragen haben, garantieren sie die Möglichkeit, im Heute, im jeweiligen Heute, diesem vertrauenden Glauben Gestalt zu geben.

An anderer Stelle sagt es der Hebräerbrief sehr ausdrücklich: „*Da uns eine solche Wolke von Zeugen umgibt, wollen auch wir alle Last und die Fesseln der Sünde abwerfen. Lasst uns mit Ausdauer in dem Wettkampf laufen, der uns aufgetragen ist, und dabei auf Jesus blicken, den Urheber und Vollender des Glaubens*“ (Hebr 12,1-2).

Damit aber sind wir wieder in unserem Heute und blicken noch einmal auf das Leitmotiv. Was will es uns bei einem Stadtjubiläum wie dem heutigen Festtag sagen? Nun, zunächst einmal ist es der Ausdruck einer Hoffnung, freilich einer Hoffnung, die ins Gegenwärtige greift. Ohne Geschichte können wir nicht leben. Ob wir es wollen oder nicht, in unserer

¹ Diesen Hinweis verdanke ich dem ausgezeichneten Hebräerbrief-Kommentar von Knut Backhaus, Regensburg 2009, 7.

² ebd. 480.

Geschichte leben Wurzeln, aus der sich unsere Gegenwart speist. Sie prägen uns. Aber ohne Hoffnung – ohne Blick auf das Zukünftige: Wo kämen wir hin, wenn wir nicht eine Perspektive hätten?! Das gilt schon rein innerweltlich. Wir sprechen von Visionen, von Programmen, und damit meinen wir immer einen Ausgriff auf das Morgen. Hoffnung, Visionen und Vorhaben für die Zukunft sind wesentlich, damit wir das Heute und das Morgen noch besser gestalten können. Politik lebt davon.

Was aber ist eine Hoffnung, wenn sie keinen festen, tragenden Grund hat? Sind wir dann als Gegenwärtige nur Rädchen in einem Getriebe, das an einer Zukunft arbeitet, von der wir nichts haben? Was soll eine Zukunft, die uns selbst überhaupt nichts bringt, außer dem vagen Bewusstsein, wir könnten etwas für die nachkommende Generation besser gemacht haben? Nicht einmal die Dankbarkeit der nachkommenden Generation für unsere Bemühungen ist uns sicher.

Um so bestärkender ist in all diesen Unsicherheiten daher diejenige Hoffnung, dass die zukünftige Stadt, von der im Hebräerbrief die Rede ist, mit dem zu tun hat, der durch die Schmach des Todes hindurch gegangen ist, um Auferstehung und ewiges Leben zu ermöglichen. Wenn dieser Vertrauensglaube unsere Gegenwart und unsere Zukunft prägt, dann gestalten wir die Dinge vom Boden einer begründeten Hoffnung aus, dann lässt sich arbeiten im Jetzt, erfüllt dieses und schreitet in ein gutes Morgen weiter.

Liebe Schwestern und Brüder, die kleine Christengemeinde des Hebräerbriefes wird in den soeben gehörten Worten aufgefordert, nach draußen zu gehen – dreimal ist dieser Begriff hier in Gebrauch. Er wird in unmittelbarer Weise auf Jesus angewandt, der außerhalb der Stadt gelitten hat und gekreuzigt wurde. Mit diesem Akt seiner Hingabe für Gott und für die Menschen, mit dieser äußersten Tat Seiner Liebe, macht er gerade dieses „Draußen“ zum Ort des wirklichen Kultes, zum Ort der tiefsten Gottesverehrung, die nur in der Hingabe und der Liebe bestehen kann. Das Draußen, das zunächst wie ein Fluchort aussah, wird zum Ort äußerster Gnade. Die Christen also aufzufordern, nach draußen zu gehen, und auf diese Weise Jesus nachzufolgen, und sei es bis ins Leiden hinein, das bedeutet: Gerade das Profane, also gerade die zunächst einmal gar nicht spezifisch religiösen Orte dieser Welt zum Ort der Hingabe und der Gottesverehrung, des Dienstes für Gott und für die Menschen werden zu lassen. Weil Gott bis ins Äußerste der Welt hinab steigt, bis in die Gottverlassenheit, wird das Extreme dieser Welt genau der Ort der Christen, der Ort der Gnade, der Ort des äußersten Einsatzes. In der Tat kann das auch Leiden bedeuten, nicht leiden, weil wir als Kirche viele Fehler machen, sondern weil wir wegen der Botschaft der Hoffnung Anstoß erregen. Der Hebräerbrief spricht ausdrücklich von der Schmach, die Jesus erlitten hat, und die wir auf uns nehmen sollen (vgl. ebd. 13,13). Wir können das aber, weil wir hier keine bleibende Stätte haben.

Liebe Schwestern und Brüder, Ort des Martyriums des heiligen Dionysius ist die Weltstadt Paris geworden. Der Ort der Liebe des heiligen Martin wird durch die Erinnerung an dieses Zeugnis der Nächstenliebe das jeweilige Heute eines jeden Jahres an vielen Orten der Welt. Die profane Stadt Rheine, oder die profane Kommune Wettringen und Schöppingen – also die zunächst nicht spezifisch religiösen Orte dieser Städte und Gemeinden – werden für die Christen Orte ihres Zeugnisses und ihrer Bewährung, ob sie sich in der Minderheit wissen oder in der Mehrheit. Überall gilt: *„Vergesst nicht Gutes zu tun und mit anderen zu teilen; denn an solchen Opfern hat Gott Gefallen“* (Hebr 13,16).

Liebe Schwestern und Brüder, das Suchen der zukünftigen Gottesstadt wird gerade in der Stadt hier auf Erden, die nicht auf ewig bestehen bleibt, zu einem starken Motiv, sich bis ins Äußerste einzusetzen. Da, wo Christinnen und Christen zur Zeit des Hebräerbriefes oder zur

Zeit der Gründungen von Rheine, Schöppingen und Wettringen im Kleinen wie im Großen die betende und liturgische Gottesverehrung verbunden haben mit dem Dienst der barmherzigen Liebe, wurden sie zu wahren Gestaltern ihrer Stadt. Vor Ort geschieht das nur im Kleinen, aber gerade vom Kleinen her wächst das Große. Wer sich ehrenamtlich engagiert, weiß, dass er oft nur ein kleines Mosaiksteinchen liefert, weiß aber zugleich, wie sinnvoll es ist, dies im Verbund mit anderen zu tun, um eine bessere und gerechtere Welt zu schaffen.

Natürlich, liebe Schwestern und Brüder, können wir hier eine Fülle von politischen Themen auflisten, in der Christen im Bewusstsein um die künftige Stadt auch Widerstand leisten müssen, lebensbedrohlichen Tendenzen zu wehren, Auflösungserscheinungen von Ehe und Familie sich zu widersetzen! Gerade auch in diesen Themenfeldern ist das Suchen nach der künftigen Stadt ein kräftiger Impuls, dem Leben im Hier und Jetzt zu dienen, weil dieser Ausgriff der Hoffnung Fundament, tragendes Fundament der Gegenwart wird.

Ich wünsche Ihnen allen in diesen Gemeinden, dass Sie im Verbund mit allen gesellschaftlichen Kräften der Stadt Bestes suchen. Wir Christinnen und Christen haben ein tiefes Fundament, um im Ethos des Alltags zu verwirklichen, was zur Zeit des Hebräerbriefes oder zur Zeit der Gründung der Stadt Rheine auch unsere Schwestern und Brüder vor uns verwirklicht haben: Zeugnis zu geben vom dem, dem man vertrauend glauben kann, Jesus Christus. Ihn sieht Luther in der Mitte dieses zunächst etwas abgelegenen wirkenden Textes, ist dieser Jesus doch der Urheber und Vollender unseres Glaubens.

Ich wünsche Ihnen, dass nicht nur Erinnerungen ihre Jubiläen bestimmen, sondern Hoffnung. Hoffnung aber lässt nicht zugrunde gehen, setzt vielmehr Liebe frei, und die allein verändert.

Amen.